

Daniel Recher stünde zur Verfügung

Der Ziefner würde die Herausforderung Regierungsrat annehmen – wenn die FDP will

Von Thomas Gubler

Liestal/Ziefen. Dieser Mann hat Mut. Politisch noch ein Nobody und von FDP-Präsident Paul Hofer als möglicher Regierungsratskandidat sozusagen aus dem Hut gezaubert, würde er sich sofort für die FDP Baselland in einen Wahlkampf um den Sitz der zurücktretenden Regierungsrätin Sabine Pegoraro stürzen. Dabei wissen die Freisinnigen noch gar nicht, ob sie den Pegoraro-Sitz überhaupt verteidigen wollen oder die Kandidatur «gegen» SP-Bewerberin Kathrin Schweizer nicht doch lieber der SVP überlassen wollen – oder müssen. Schliesslich ist diese seit 2011 stärkste politische Kraft im Kanton und in der Regierung notorisch untervertreten. Zudem ist klar: Die SVP erhebt Anspruch auf einen zweiten Regierungssitz, und SVP-Chef Oskar Kämpfer hat mit Thomas de Courten auch bereits «seinen» Kandidaten in Stellung gebracht.

Was also kann den 38-jährigen Ziefner dazu bewegen, bei den Plänen des FDP-Präsidenten bereitwillig mitzumachen und sich immer mal wieder der Basis und den Parteiorganen zu präsentieren? Zumal das innerhalb der Partei gar nicht auf so einhellige Zustimmung stösst und mitunter Sprüche generiert wie «Recher ist der einzige FDPler, der schon im Wahlkampf ist».

Politischer Newcomer

«Es ist richtig, dass ich mein Interesse an einer Regierungsratskandidatur angemeldet habe. Aber deswegen bin ich noch lange nicht im Wahlkampf», erklärt Daniel Recher der BaZ. Es sei auch gar nicht so, dass er nun verblissen auf eine Kandidatur hinarbeite. «Ich sage einfach: Wenn die FDP mit zwei Kandidierenden antreten will, dann bin ich bereit.» Auf die Frage, ob für einen politischen Newcomer, der noch nie ein politisches Amt bekleidet hat, der Griff nach einem Regierungssitz nicht etwas gar ambitiös sei, meint der Ziefner Unternehmer: «Das ist für jeden ambitiös! Und fragt rhetorisch zurück, ob denn jeder erst 20 Jahre dabei gewesen sein müsse, um kandidieren zu dürfen? Oder ob vielleicht auch Unverbräuchtheit ein Qualitätskriterium sein könne? Dass er noch nie einen Wahlkampf aus der Nähe erlebt hat – beim letzten im Jahr 2015 war er eben erst aus Asien zurückgekehrt und noch neu in der FDP – erachtet er nicht als Handicap.

Als Alternative verweist er auf seine berufliche Erfahrung. Der Absolvent



Ein Mann will nach oben. Der politische Nobody Daniel Recher (38) hält seine Unverbräuchtheit für ein Qualitätskriterium. Foto: Nicole Pont

der Universität St. Gallen hatte für eine Schweizer Medtech-Firma erst den Markt in Russland und Osteuropa, später auch den asiatischen Markt bearbeitet und die Gründung von Tochtergesellschaften in China und Korea begleitet.

Heute bezeichnet er die Zahnmedizin als seinen beruflichen Mittelpunkt. Nach seiner Rückkehr aus Asien im Jahr 2014 hat er zusammen mit seiner Frau die Recher AG in Ziefen gegründet. Die Firma berät Industrie-

partner bei der Etablierung neuer Geschäftsmodelle und dem effizienten Aufbau von internationalen Vertriebskanälen. Zudem befasst sie sich intensiv mit speziellem Know-how im Bereich Alters- und Behindertenzahnmedizin. Daneben betreut Recher auch noch Spezialprojekte für andere Firmen. Er fühle sich für die Herausforderungen eines Regierungsamtes sehr wohl gewappnet.

Warum aber gleich der Griff nach den Sternen und nicht mit einer Kan-

didatur für den Landrat beginnen, wenn man erst 38 Jahre alt ist? «Ich will mich voll und ganz für eine Sache einsetzen können», erklärt der Oberbaselbieter. Und meint damit nicht zuletzt, dass ihm in seiner jetzigen Situation – Unternehmer und Familienvater mit einem Kind – eben ein Vollzeitmandat besser entsprechen würde als ein politisches Amt, das neben einem anspruchsvollen Job nochmals mit einer Zusatzbelastung von 20 bis 30 Prozent verbunden wäre. Er fände es einfach effizienter, sich voll und ganz einer Sache widmen zu können. Doch dann meint er gleichwohl relativierend, dass er schon auch über eine Landratskandidatur nachdenke.

Das FDP-Dilemma

Tatsächlich ist das letzte Wort über eine FDP-Doppelkandidatur noch lange nicht gesprochen, auch wenn FDP-Präsident Paul Hofer derzeit den Eindruck erweckt, er würde die Vertretung seiner Partei in der Regierung eindeutig gegenüber dem Ständeratssitz favorisieren.

Das sehen aber längst nicht alle Freisinnigen gleich wie ihr Präsident. Nicht wenige stehen nämlich einer Zweierkandidatur für die Regierung derzeit kritisch gegenüber: Zum einen, weil man so die bisherige Bildungsdirektorin Monica Gschwind gefährden könnte, und zum andern, weil man damit möglicherweise die bürgerliche Zusammenarbeit mit der SVP aufs Spiel setzen würde.

Die gleichen Kreise erachten im Übrigen die Chance, dass die Bürgerlichen nach dem höchstwahrscheinlichen Verzicht von Claude Janiak den Ständeratssitz von den Sozialdemokraten zurückerobern könnten, als so gross wie schon lange nicht mehr. Und man ist überzeugt, dass da ein Freisinniger oder eine Freisinnige eher gewählt würde als ein SVP-Kandidat. Das freisinnige Dilemma aber besteht darin, dass über zwei Regierungsrats- und eine Ständeratskandidatur der FDP die SVP mit Sicherheit nicht mit sich reden lässt.

Auf Diskussionen über taktische Erwägungen möchte sich Daniel Recher aber gar nicht einlassen. Die Beurteilung der Chancen sei ebenso wenig seine Sache wie die Analyse der gegenwärtigen politischen Grosswetterlage. Immerhin so viel lässt er sich dazu entlocken: «Die FDP hat gegenwärtig einen Lauf. Und da würde ich mich gerne engagieren.»

Da war mal was

Rodersdorf liegt hinter Leymen

Von Thomas Gubler



Dornach (BL) habe ich kürzlich irgendwo gelesen. Für Solothurner und Nordwestschweizer ein unverständlicher Faupas. Für Inner- und Ost-

schweizer dagegen ein verzeihlicher Lapsus. Denn Hand aufs Herz: Wie sollte man auch auf Anhieb Dornach oder Büren im Oristal mit dem Kanton Solothurn in Verbindung bringen?

Mein Heimatkanton Solothurn ist ein absonderliches Gebilde. Es beginnt in der Nähe von Bern, zieht sich über den Jura und endet vor den Toren Basels. Und dann gibts erst noch drei Exklaven. So weit voneinander entfernt die einzelnen Bezirke und Amteien sind, so unterschiedlich sind die Bewohner. Im Bucheggberg spricht man Berndeutsch, in den Gebieten nördlich des Jura einen dem Baseldeutschen verwandten Dialekt. Und in der Stadt Solothurn ist die Nähe zur Romandie deutlich zu spüren.

An ein Puzzle erinnert der Kanton, das in halb fertigem Zustand aufgegeben wurde. Mit dem Resultat, dass überall etwas zu fehlen scheint. Dafür ist die Kantonsgrenze sagenhafte 380 Kilometer lang – bei einer Fläche von gerade mal 740 Quadratkilometern. Zum Vergleich: Der Kanton Zürich mit 1729 Quadratkilometern Fläche kommt auf einen «Umfang» von nur 360 Kilometern. «Wenig Speck und viele Schwarten, viel Haag und wenig Garten», hat der erste Solothurner Bundesrat, Josef Munzinger, die Situation einst beschrieben. Wer nicht aufpasst und einen Schritt zu viel macht, findet sich unversehens in einem anderen Kanton.

Der Kanton Solothurn erinnert an ein Puzzle, das man in halb fertigem Zustand aufgegeben hat.

Wer etwa von Kienberg am Nordostzipfel des Kantons aus die solothurnischen Stammlande am Jura südlich besuchen will, für den führt der Weg zwingend über aargauisches Terrain. Kienbergs Verbindung mit dem übrigen Kantonsgebiet ist nur 100 Meter breit und befindet sich erst noch auf unzugänglichem Gebiet bei der Geissfluh. Und wer in meiner Jugendzeit die Mittelschule in Olten besuchen wollte, unternahm jeden Tag eine kleine Reise: mit dem Postauto nach Gelterkinden (BL) und dann mit dem Zug durch den Tunnel. Natürlich sprachen die «z Outen» auch einen ganz anderen Dialekt als wir zu Hause. Ein richtiger Solothurner, was immer man bei dieser Vielfalt auch darunter verstehen soll, konnte so nicht heranwachsen.

Umgekehrt wurden die «richtigen Solothurner» mit den Verhältnissen nördlich des Jura auch nicht so recht vertraut, wie eine immer wieder gern zum Besten gegebene Anekdote – deren Wahrheitsgehalt wir an dieser Stelle nicht näher unter die Lupe nehmen wollen – vermuten lässt: In der Zeit zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg habe ein solothurnischer Schulinspektor die weiter entfernten Primarschulen inspizieren wollen. Auf der Fahrt nach Rodersdorf habe dieser dann etwas die Orientierung verloren. Als er im vermeintlichen Zielort die Tricolore auf dem Schulhausdach sehen sah und die Kinder die Marseillaise singen hörte, glaubte der Inspektor, dringend für Ordnung sorgen zu müssen und stauchte den örtlichen Schulmeister väterländisch zusammen. Worauf dieser den Solothurner Bildungsfunktionär scheu belehrte: «Dr Monsieur ich zmief üsgstiege. Rodersdorf kommt erscht noch Leymen.» thomas.gubler@baz.ch

Der kreative Griff nach einem Fetzen Zeit

An Demenz erkrankte Menschen aktivieren im Museum Baselland ihre grauen Zellen

Von Daniel Aenishänslin

Liestal. «Was hat sich der Maler dabei wohl gedacht?», fragt Sibylle Brutel, eine Aktivierungsfachfrau, in die Runde. «Nichts», schallt es postwendend zurück. Die Runde bricht in Gelächter aus. Es sind vier Bewohnerinnen und ein Bewohner aus dem Ormalinger Alters- und Pflegeheims Ergolz, die den Weg ins Museum Baselland (Museum.BL) gefunden haben. Ihnen gemein ist, dass sie an Demenz erkrankt sind. Im Foyer sitzen sie nun vor einem Bild. Es zeigt ein Kind mit Holzpferd. «Bernhard mit Pferdchen», ein Werk Christoph Friedrich Oehlers von 1929. «Mein Jahrgang», ruft eine Bewohnerin dazwischen. Erneutes Gelächter. Ein offensichtlich vernünftiges Beisammensein.

Was nach einem Nachmittagsplausch aussieht, ist eine Methode, die Lebensqualität von Menschen mit Demenz zu heben, ihre Kreativität und Fantasie zu fördern. «Time Slips», so nennt man die Methode, wurde um die Jahrtausendwende entwickelt von der amerikanischen Gerontologin und Kulturanthropologin Anne Basting. In Liestal wird «Time Slips», was so viel wie Zeitfetzen bedeutet, seit Oktober 2016 praktiziert. Simone Ochsenr, zuständig für Bildung und Vermittlung im Museum.BL, erinnert sich, wie zuerst das Seniorenzentrum Schöthal

in Füllinsdorf mit der «Time Slips»-Idee auf sie zukam. Das zu besprechende Bild brachten die Füllinsdörfer damals noch selbst mit. Inzwischen werden Werke diskutiert, die aus der Sammlung KunstKredit von Archäologie und Museum Baselland stammen. «Wenn die Senioren so in unserem Foyer sitzen, könnten sie von Dritten leicht für Kunstexperten oder Absolventen einer Volkshochschule gehalten werden», sagt Ochsenr.

Leben in der Vergangenheit

Die Runde diskutiert über das Alter und Geschlecht des so brav wirkenden Kindes, sucht nach einem passenden Namen. Kein Kevin oder Finn wird vorgeschlagen, nicht Samantha und nicht Naja. Peter ist beliebt. Hans und Ruedi sind es auch. Eine der Teilnehmerinnen winkt ab: «Ruedi passt nicht, so heisst mein Jüngster und der ist ein Lausbub.» Sibylle Brutel erklärt die nach gestern klingenden Namen. «Menschen mit Demenz leben in der Vergangenheit, jedoch nicht alle in derselben.» Darum habe sie mit ihren Fragen auf das Pferdchen im Bild abgezielt. «Wer von euch hat ein solches besessen? Besser funktioniert die Methode mit Landschaftsbildern, «denn sie verfügen über einen stärkeren Bezug zu früheren Tagen».

«Time Slips» sei grundsätzlich ein improvisiertes Geschichtenerzählen, das weggehe vom Druck, sich erinnern

zu müssen, beschreibt Anne Basting in einem Interview ihre Methode. «Es ist vielmehr eine Einladung an die eigene Vorstellungskraft.» Die Methode sei eine Neuausrichtung des Fokus. Statt auf die Schwäche, nämlich die Erinnerung, blicke man nun auf die Stärke, die Vorstellungskraft. «Wer bemerkt, dass er seine Erinnerung verliert, beginnt sich in Schweigen zu hüllen, weil er fürchtet, das Falsche zu sagen», erklärt Basting, «Betroffene hören auf zu sprechen».

Ihre Methode ermutigt Menschen mit Demenz, sich wieder auszudrücken. Ein unterstützendes Umfeld ermögliche es zudem, etwas zu leisten, was sich für die Betroffenen gut anfühle. Bastings Methode macht es ihnen leicht. Solange darüber diskutiert wird, wie sich jemand nennen könnte oder welche Gefühle in einem aufsteigen, ist es ausgeschlossen, einen Fehler zu machen. Genau so funktioniert «Time Slips». «Die Patienten können sich kreativ fühlen», sagt Basting, «alles ist komplett frisch und macht Spass.» Es entstehe etwas, worüber die Betroffenen sprechen könnten, gerade auch in der Familie. Nichts drehe sich um die letzte Krise. «Das Teilen der Geschichten ist entscheidend. Es beweist, dass Menschen mit Demenz über kreative Kapazitäten verfügen».

Am Rande der Ormalinger Gruppe machen sich zwei Frauen Notizen. Die eine ist Stephanie Biedert. Sie notiert

die Aussagen der Teilnehmenden, um sie zusammenzufassen, regelmässig zu repetieren. Die andere ist die Doktorandin Valerie Keller vom Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft an der Universität Zürich. Sie ist angereist, um «Time Slips» in der Praxis zu erleben.

Rund 6000 Baselbieter betroffen

Nach Schätzungen von «Alzheimer Schweiz» sind neun Prozent der über 65-Jährigen sowie 40 Prozent der über 90-Jährigen von einer Demenzform betroffen. Insgesamt leben in der Schweiz rund 150'000 an Demenz Erkrankte (Baselland: 5835, Basel-Stadt: 4485, Aargau: 10'290, Solothurn: 4980). Jährlich werden 28'100 Neuerkrankungen registriert. Daraus ergeben sich Gesundheitskosten von sieben Milliarden Franken.

Valerie Keller sagt, sie habe einen guten Eindruck gewonnen. Mit den Bewohnern des Zentrums Ergolz und dem Betreuungsteam genießt sie den Kaffeeklatsch nach gelungenem «Time Slips». Sie kritisiert, der öffentliche Diskurs über an Demenz Erkrankte drehe sich stets um die Frage, was kann er nicht mehr, zu was ist sie noch in der Lage. «Wenn wir von der defizit-orientierten Sichtweise abkommen», so Keller, «dann erkennen wir, es ist viel mehr ein neuer Pfad, den diese Leute gehen.» Klingt irgendwie positiv, macht neuen Mut.